Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 49 — Sonntag den 9. Dezember — 1906

Spieler.

(7. Fortsetzung.)

Moderner Kultur-Roman von Hans Hyan.

(Nachdruck verboten.)

XVIII.

Am Nachmittag zur Teestunde kam Dagobert v. Korthals.

Die Baronin saß mit Bianca allein im Salon. Ihr Jüngster, Bodo, war zu einem Freunde und der Ältere, Eberhard, besuchte seit zwei Jahren die Kadettenanstalt. Die Mutter hatte sich dagegen gewehrt, sie hielt nicht viel von solchen Alumnaten und ihrem Erziehungssystem. Aber es war einmal Tradition, daß die Söhne wenigstens für einige Zeit nach Groß-Lichterfelde gingen; und wenn Frau Clotilde auch der eigentliche spiritus rector auf Muchow war, so gab es doch gewisse Dinge, wo ihr Gatte sich nicht dreinreden ließ.

Mutter und Tochter hatten ein neues Buch und zwar eines der modernen Richtung gelesen und wie sie nun darüber miteinander sprachen, fand es sich, daß die ältere der beiden Frauen weitaus fortschrittlicher in ihrem Denken und in ihrem Urteil war . . .

Nachdem sie ein bißchen gestritten hatten, sagte Frau Clotilde mit einem halben Lachen:

„Übrigens, ich kann mir gut denken, woher Du diese Starrheit in Deinen Anschauungen hast . . . denn früher schien es mir, als wäre das nicht so gewesen! . . .

Bianca, sofort heftig rot werdend, wollte das nicht wahrhaben und sagte:

„Ich weiß recht gut, Mama, was Du meinst . . . aber das glaube nur ja nicht, daß ich mir meine Ansichten von Dagobert vorschreiben lasse, denn das ist es doch, worauf Du anspielst! . . .“

„Kind,“ die Mutter strich ihr leise über den Scheitel, „wenn wir Frauen jemand lieb haben, dann werden wir stets von seinen Ansichten beeinflußt.“

Sie sah ein wenig in die vom gelbseidenen Schirm verhängte Ständerlampe, und fuhr dann fort:

„Und das ist auch das schönste und beste, was einer Frau geschehen kann! . . . Unglücklich oder doch wenigstens unzufrieden sind nur diejenigen Frauen, die in ihrem Manne nicht das Vorbild haben, oder die, um ein etwas triviales Wort zu gebrauchen, in ihrem Manne nicht das Ideal finden, das ihre Mädchenträume ausgefüllt hat.“

Die Baronin schwieg und die Tochter sah ihre immer noch so schöne und kluge Mutter heimlich an, mit dem Ausdruck jener tiefen Zärtlichkeit, die zwischen den beiden Frauen waltete, ohne das dieses Gefühl anders, als durch ein gelegentliches Wort, einen stillen Blick seinen Ausdruck fand . . .

„Übrigens kam mir Dagobert in den letzten Tagen nicht so zufrieden vor, wie sonst, Bianca . . .“

„Fandest Du das, Mama? . . . Ein paarmal schien es mir ja auch so . . . aber dann wieder . . .“

„Natürlich zu Dir ist er ja immer reizend! . . . Und das ist eben das Feine an ihm, diese absolute Ausgeglichenheit seines Wesens, die man bei einem so jungen Menschen sehr selten findet . . . ich bin überzeugt, er hat auch seine Fehler . . .“

„Ach, Mama, meinst Du wirklich? . . .“

Frau Clotilde lachte herzlich, wie sie aber die Verlegenheit auf dem Gesichte ihrer Tochter bemerkte, ward sie schnell ernst und sagte:

„Verzeih! . . . Ich sollte mich freuen und ich freue mich auch recht von Herzen über die Auffassung, die Du von Deinem Bräutigam und von seinen Eigenschaften hast . . . Nur ist es nicht gut, sich alles gar zu rosig auszumalen! . . . Nachher bringt jede Kleinigkeit, die an sich nichts bedeutet, im Eheleben der Frau eine Enttäuschung . . . Aber in der Tat, er ist ein prächtiger Mensch, Dein Dago! . . . da klingelt es übrigens draußen . . . der Zeit nach könnte er es sein! . . .“

Man sah dem Mädchen an, wie bei den letzten Worten der Mutter eine Veränderung in ihm vorging. Zu gut erzogen, um die stürmische Wallung, die die Nähe des Geliebten in ihm hervorrief, zu zeigen, flogen seine Augen doch immer wieder nach der Tür, die gleich darauf von dem Diener geöffnet wurde, der den Leutnant v. Korthals meldete.

Aber als er dann eintrat, konnte die Anwesenheit der Mutter Bianca nicht hindern, ihm entgegenzueilen. Und er, natürlich und in dem richtigen Empfinden, daß die Mutter die beste Vertraute ihrer Liebe sei, küßte seine Braut innig.

Aber kaum hatten sie sich begrüßt und er seiner zukünftigen Schwiegermama die Hand geküßt, so fing der Leutnant mit einer viel ernsteren Miene, als sie ihm sonst eigen war, an, von seinem Bruder zu reden.

„Er macht mir Sorge!“ sagte der Leutnant.

„Aber wieso?“ fragte Frau Clotilde, „ich habe neulich zufällig mit Major v. Rinkleben über ihn gesprochen und der war des Lobes voll: ein glänzend befähigter Mensch, voller Eifer und Streben! Vielleicht kein so guter

Zur Roburit-Explosion bei Witten:
Häuserreihe in einer Entfernung von 150 Metern von der Unglücksstätte. (Siehe Seite 8.)
Photogr.: Heinr. Jaeger, Kunstanstalt, Düsseldorf.

Frontoffizier, dafür aber ein brillanter Techniker — so oder ähnlich äußerte er sich . . . Ist er denn nicht gesund, Dein Bruder oder . . ."

Die Baronin dachte an die Unterredung, die sie heute früh mit ihrem Schwager Klaus gehabt hatte . . . Sollte etwa der junge Offizier auch diesem schrecklichen Laster verfallen sein? . . .

„Ja, ja," sagte Dagobert, der glaubte, Frau v. Muchow wüßte durch ihren Schwager von der Anwesenheit seines Bruders bei den Spielabenden, „Friedrich hat denselben unglückseligen Hang für die Karten, der unsern ältesten Bruder Wolf aus seiner Karriere gerissen und schließlich fortgetrieben hat, über den Ozean . . . Ihr glaubt nicht, was ich schon mit ihm darüber geredet habe! . . . Da sind ein paar Leute, von denen ich fest und sicher glaube, daß sie überhaupt nicht in unsere Kreise hinein gehören. Das sind die Entrepreneurs des sogenannten „Feudalklubs", der meiner Ansicht nach alles andre eher als feudal ist! . . . Ich kann es ja nicht beweisen, daß diese Leute betrügen, aber das kann ich doch sagen: aufgefallen ist es mir wiederholt, daß diese Herrschaften fortgesetzt gewinnen . . . Es wird da jeden Abend gespielt, bei einem Marquis de la Grandvilliére, der eine wunderschöne Frau hat . . ."

„Eine wunderschöne Frau?" fragte Bianca leise dazwischen, indem sie einen besorgten Blick auf ihren Bräutigam warf.

„Ja," erwiderte der ganz unbefangen, „eine merkwürdige Person in der Tat! . . sie ist sozusagen die Sirene des Klubs und pointiert selber sehr stark . . ."

„Interessiert sich Dein Bruder vielleicht für die Dame?" fragte Frau v. Muchow.

„Aber nein, keine Idee! . . . Wenn es das nur wäre, so würde ich wirklich nicht so in Sorge sein um ihn . . . Im Gegenteil, er ist durch nichts weiter gefesselt, als nur durch diese ver . . . ah pardon! Ich bin so aufgeregt, wenn ich nur wüßte, was ich machen soll, um Fritz zur Vernunft zu bringen! . . ."

Die Baronin hatte schon Angst gehabt, der Leutnant würde auch der Anwesenheit des Barons bei den Klubabenden Erwähnung tun; und sie war ihm dankbar, daß er das taktvoll vermied.

„Ja, es ist sonderbar," sagte sie jetzt, „das muß ja ein förmlicher Rausch sein, der all diese Männer, alte wie junge, erfaßt . . . Ich, als Frau, kann es mir gar nicht vorstellen, daß man um ein so wenig edles Vergnügen seine eigne Existenz und sogar oft noch die seiner Angehörigen aufs Spiel setzt . . . Aber," fügte sie hinzu, „schon in dieser Redensart liegt ja ein Stück der Erklärung! Das ist eine Leidenschaft, die alles andre im menschlichen Herzen auszulöschen und zu zerstören scheint . . . ich fürchte, lieber Dagobert, Du wirst da einen sehr schweren Stand haben, Deinem Bruder gegenüber . . ."

Der Diener kam nach vorsichtigem Anklopfen leisen Schrittes herein und übergab Frau v. Muchow eine Karte.

„Frau Hulda Minderstedt, geb. Braunstein," las die Baronin, ein wenig erstaunt, „das ist die Gattin des Ziegeleibesitzers auf Altenberg . . . was kann sie wollen . . . ich lasse bitten! . . ."

Der Diener, der an der Tür gewartet hatte, verschwand.

„Seid so gut und geht bitte solange nebenan in das kleine Zimmer! . . . aber brav sein!" drohte sie lächelnd. Und die Liebenden gingen mit heiterem Lachen hinaus.

Gleich darauf öffnete der Diener einer Dame, die nur ihren Mantel abgelegt hatte und nun, den schwarzen Rembrandt auf dem blonden Haar sich Frau Clotilde näherte.

„Verzeihen Sie, Frau Baronin," sagte Martin Minderstedts Frau mit einer Stimme, die schwer von Tränen war, „daß ich Sie so überfalle! . . . Aber ich wußte mir keinen andern Rat! . . . O, ich bin zu unglücklich!"

Die Baronin hatte sich erhoben. Sie legte ihren Arm um die Schulter der Weinenden und führte sie zu einem Sessel.

„Setzen Sie sich, meine liebe, gnädige Frau! . . . So und nun nehmen Sie ihren Hut ab!" Sie half ihr dabei, „und erleichtern Sie ihr Herz! . . . Wenn ich Ihnen helfen kann — von Herzen gern! . . ."

Die andere schluchzte still vor sich hin.

Frau Clotilde, die sich nach all dem, was sie heute mit angehört und selbst besprochen hatte, ungefähr denken konnte, was die junge Frau zu ihr herführte, fing selber an:

„Es ist Ihres Mannes wegen, nicht wahr?"

„Sie wissen? . . ."

Hulda Minderstedt blickte mit großen, tränenvollen Augen zu der Baronin auf.

Frau Clotilde nickte.

„Ich kann es mir wenigstens denken . . . Es ist ja wie eine Epidemie, die alle Männer aus unserm Bekanntenkreis ergriffen hat . . . er spielt, nicht wahr?"

„Ja, ja!" schluchzte die junge Frau, „er ist jetzt beinahe acht Tage vom Hause fort! Er läßt nichts von sich hören! Er beantwortet meine Briefe nicht mehr! In der Ziegelei geht alles drunter und drüber! Es ist furchbar, ganz furchtbar! . . . Ich weiß ja überhaupt gar nicht, ob er noch lebt! . . ."

„Aber beruhigen Sie sich doch! . . . Was sollte denn Ihrem Gatten zugestoßen sein?! . . . Und außerdem, wenn wirklich so etwas passiert wäre, dann hätten Sie längst von anderer Seite Nachricht erhalten . . ."

„Gott ja!" Dieser Trostgrund schien seine Wirkung auf die junge Frau nicht zu verfehlen. „Wenn ich ihn nur erst wieder hätte!" . . . Sie dachte einige Augenblicke nach, dann fing sie von neuem an zu weinen.

„Nein, nein! Und wenn er wirklich zurückkommt, ich habe ihn ja doch verloren! . . . O, gnädige Frau, das ist das größte Unglück, was einem passieren kann! . . . Wenn ein Mann spielt, dann ist alles vorbei! Dann interessiert ihn auch nichts mehr! . . . Wie war er früher lieb zu mir und den Jungen! Jetzt — kaum ansehen tut er sie! Und wenn er mich küßt, wenn er mit mir spricht oder mich ansieht, immer fühle ich, daß er ganz wo anders ist mit seinen Gedanken! . . . Die Karten! Diese verfluchten Karten! . . ." Sie legte die schmale Hand, die noch im weißen Lederhandschuh steckte, auf die Lippen. „Verzeihen Sie, Frau Baronin, aber ich weiß von mir selber nichts mehr! . . . Haben Sie denn vielleicht eine Ahnung, wo das ist, wo mein Mann immer spielt?"

„Ich selber kann Ihnen da leider auch nichts sagen! . . ."

Der Baronin tat die junge Frau aufrichtig leid und sie durfte nur an die eigne Angst denken, die sie heute vormittag die Unterredung mit ihrem Schwager Klaus hatte suchen lassen, um den Jammer der Ziegeleibesitzersgattin voll zu begreifen.

„Aber," fügte sie hinzu, „zufällig ist der Leutnant Dagobert von Korthals, der sich demnächst mit meiner Tochter Bianca verloben wird, hier . . . der kann Ihnen vielleicht einen Aufschluß geben! . . ."

Sie ging an die Tür des Nebenzimmers und sagte, die Portiere teilend, hinein:

„Ach, lieber Dagobert, darf ich Dich einen Augenblick bitten! . . ."

Der Offizier erkannte die junge Frau sofort.

„Ihr Gatte?" sagte er, nachdem er Frau Hulda begrüßt hatte, „o ja, den habe ich noch vor 'n paar Tagen gesehen, beim Marquis de la Grandvilliére in der Burggrafenstraße."

„Da spielt er, nicht wahr?"

Die junge Frau brachte es wirklich fertig, dem Offizier gegenüber ihre Haltung zu bewahren.

„Ja, dort wird allerdings gespielt."

„Und er verliert, nicht wahr? er verliert ja immer!"

Nun schluchzte sie doch auf, die Arme, die ihr Vermögen und ihr Lebensglück zerrinnen sah in diesem Höllenkessel, unter dem der Spielteufel immer von neuem das Feuer der Leidenschaft schürt . . .

Dagobert zuckte die Achseln.

„Das weiß ich nicht . . . ich war meines Bruders wegen da, der leider auch dieser häßlichen Neigung fröhnt . . . Aber, wenn Sie es wünschen, benachrichtige ich Ihren Gatten von Ihrem Hiersein, falls ich ihn heute abend sehen sollte . . ."

„Die gnädige Frau wird wohl bis dahin ihren Gemahl selber schon gesprochen haben!" wandte Frau Clotilde ein, „denn Sie wissen doch das Hotel, in dem er abgestiegen ist, nicht wahr, gnädige Frau!"

Hulda nickte.

„Ja und das beste ist, sie nehmen ihn dann gleich mit nach Hause . . . denn ich bin fest überzeugt, daß dort nicht einmal reell hasardiert wird! . . ."

Der Leutnant hatte diese Bemerkung nicht unterdrücken können, sein Zorn gegen die Spieler, die auch seinen Bruder unglücklich machten, war zu groß.

„Meinen Sie das wirklich, Herr Leutnant?"

Dagobert fing einen Blick der Baronin auf und schränkte seine Behauptung ein wenig ein, indem er sagte:

„Ich kann es natürlich nicht beweisen, denn dazu versteh' ich zu wenig von der ganzen Sache, aber der Eindruck, den ich von den leitenden Persönlichkeiten dieses Klubs empfangen habe, ist so ungünstig wie möglich! . . ."

In die Haltung und in die Worte der jungen Frau kam plötzlich etwas Festes, Klarbestimmtes — sie sagte:

„Wenn das wirklich der Fall ist, so benachrichtige ich sofort die Polizei!"

Damit erhob sie sich, bat die Frau des Hauses um Vergebung, wenn sie gestört habe, und verließ, sich herzlich bei ihr bedankend, den Salon . . .

XIX.

In einem Café der Friedrichstadt, das von Spielern aus den oberen Ständen stark frequentiert wird, saß Martin Minderstedt vor seinem Absinthflakon und sah, ohne etwas zu sehen, auf die vollbelebte Straße hinaus . . .

Draußen strahlten alle die tausend Lichtquellen dieser reichen und geschäftigen Gegend, und Menschen, die von ihrer Arbeit kamen, mehr noch aber Müßiggänger beiderlei Geschlechts schoben sich in kompakter Masse auf beiden Seiten der Straße hin und wieder . . .

Dem Ziegeleibesitzer rann das alles wie die Lichtflecken eines Kaleidoskops an seinem, gleichsam durch eine fixe Idee getrübten Wahrnehmungsvermögen vorüber . . . Sein ganzes Denken und Sinnen ging immer nur auf den einen Punkt hin: wo bekommst du Geld her, um heute abend in den Klub gehen und spielen zu können? . . .

Seit Tagen war er nicht mehr in Altenberg gewesen . . . Jeden Tag kam ein Brief von seiner Frau, aber er machte gar keinen mehr auf . . . Geschäftsangelegenheiten hatten nicht das geringste Interesse mehr für ihn. Er sann nur immer nach, wie er sich Mittel verschaffen könnte, um das Spiel fortzusetzen; wie er das Verlorene zurück gewinnen konnte!

Er mußte ja sein Geld wieder haben! . . . Denn sonst wurde eines Tages die Villa verkauft, die seiner Frau gehörte. Dann erfuhr sie es! . . . Sein Schwiegervater bekam es zu wissen! . . . und . . . und . . .

nein, das durfte nicht sein! . . . Soweit durfte er es einfach nicht kommen lassen! . . .

Und zum Teufel! Die Karten konnten doch nicht ewig gegen ihn sein! . . . Das war doch eine alte Erfahrung, die man bei jeder Taille wieder machen kann: eine Zeitlang geht jeder Satz an den Bankier, und dann wendet sich das Blättchen plötzlich und das Glück ist dem Spieler wieder hold! . . . Ein Pointeur, der die schlechten Serien durchhält, muß schließlich doch wieder mal zu seinem Gelde kommen! . . .

Aber dazu muß er vor allen Dingen selbst erst mal Geld in den Fingern haben! . . . Und das hatte Martin Minderstedt nicht, das besaß er nicht und hatte auch nicht die geringste Aussicht, in absehbarer Zeit irgend eine nennenswerte Summe sein zu nennen.

Er konnte doch seine Ziegelei nicht auch noch verpfänden! Und das wäre wahrhaftig der einzige Modus gewesen, um aus diesen Hyänen, den Geldgebern, wieder „Money" herauszulocken . . . Einen Augenblick hatte er wirklich daran gedacht, sein Geschäft zu veräußern. Denn einmal hatte er das Dadraußensitzen auf dem Lande gründlich satt und dann konnte er später, wenn er erst einmal das Seine zurückerobert hatte, immer wieder etwas Neues anfangen! . . . Aber vor diesem letzten, äußersten Hilfsmittel schreckte er doch zurück . . . was sollte er denn seiner Frau sagen? . . .

Merkwürdig, wie wenig Anteilnahme sie ihm doch seit einiger Zeit abnötigte! . . . Selbst seine beiden Jungen, die er so lieb hatte . . . es war, als ob dieses verdammte Spiel ein tiefes, unheimliches Wasser wäre, in dem alles, aber auch alles versinkt . . .

. . . Und nebenbei, so leicht wäre es ihm auch nicht geworden, die Ziegelei als Pfandobjekt zu verwerten; denn Grund und Boden und selbst die Baulichkeiten waren mit Hypotheken schon stark belastet.

Nein, wahrhaftig, er sah keinen Ausweg aus dieser scheußlichen Klemme . . . Roth, der Agent, der ihm sonst immer geholfen, hatte erklärt, daß er auch nicht einen Pfennig mehr hergäbe, ehe Minderstedt nicht wenigstens die laufenden Wechsel gedeckt hätte . . .

Der Ziegeleibesitzer schrak heftig zusammen.

Draußen war jemand vor der Spiegelscheibe stehen geblieben, hatte hereingesehen, genickt und war dann schnell zur Eingangstür des Cafés gegangen . . . Da! da trat er schon in die Luftschleuse! . . . Wer war das doch nur?! . . . Er kannte den jungen Mann doch, der seine Gestalt so stramm militärisch hielt . . .

Aber ja, das war ja der Bruder des blonden Leutnants v. Korthals, der ebenfalls Offizier war . . .

Das Zivil war schuld daran, daß Martin ihn nicht sofort erkannt hatte! Der Herr kam auf ihn zu. Martin erhob sich, höflich grüßend und der andere sagte an seinen Zylinder fassend:

„Sie kennen mich doch noch, Herr Minderstedt? — v. Korthals."

„Aber ja! . . . bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen! Ich freue mich sehr . . . was trinken Sie, lieber Herr Leutnant?"

Der andere sah ihn groß an . . . Diese Einladung war doch eigentlich ein bißchen zu direkt! . . . Der Ziegeleibesitzer konnte ihm doch unmöglich an der Nase ansehen, mit welch einem Anliegen er an ihn herantreten wollte! . . . Und wenn selbst, zu Getränken ladet man doch einen Fernstehenden und obendrein einen aktiven Offizier nicht gleich ein! . . . Aber schließlich, er war momentan absolut nicht in der Situation, um sich wegen eines bloßen Formfehlers allzusehr aufzuregen . . .

Martin Minderstedt hätte sich natürlich auch am liebsten die Zunge abgebissen! . . . Wie konnte er denn das bloß tun?! . . . Aber daran war sein ganzer deprimierter Zustand schuld, seine vollkommene Rat- und Hilflosigkeit! . . . er machte eben überhaupt nichts mehr als lauter Dummheiten! . . .

Zur Roburit-Explosion bei Witten: Überreste der Roburitfabrik. (Siehe Seite 8.)

Photogr.: Heinr. Jaeger, Kunstanstalt, Düsseldorf.

Ein paar recht peinliche Minuten vergingen, in denen die beiden Männer in halben Worten und sehr überflüssigen Bemerkungen aneinander vorbeiredeten.

Schließlich ermannte sich Korthals und sagte:

„Ich bin mir vollkommen bewußt, Herr Minderstedt, daß das Verlangen, das ich an sie richten möchte, Sie in Erstaunen setzen wird . . . Aber . . . ich . . . ich kann da nur den Vergleich gebrauchen: das ist grade so, als wenn wir beide im Kriege wären! . . . auf dem Schlachtfeld . . . und der eine, der hat seine Munition verschossen und will doch weiter auf den Feind los . . . und da . . . da bittet er seinen Kameraden: Du, gib mir Patronen! . . . Sehen Sie, Herr Minderstedt, nicht wahr."

Er legte unwillkürlich seine Hand auf den Arm des andern, der mit einem vollkommen verständnislosen Gesicht dabei saß und ihm ganz andächtig zuhörte.

„Wir sind doch gewissermaßen Kameraden, wenn wir so nebeneinander am Spieltisch sitzen! . . ."

Jetzt fing Martin Minderstedt an zu begreifen

„Ach so," sagte er, „so meinen Sie das . . . ja, natürlich! und ich . . . ich soll?" . . .

„Ja," sagte der Leutnant freimütig, „Sie sollen mir helfen! . . . Ich habe mich da ein bißchen hereingeritten, habe Ehrenscheine ausgegeben

an einen gewissen v. Wunderlich . . . und . . . und zum Donnerwetter! Ich muß da doch irgendwie wieder herauskommen! . . .“

Er schwieg und, da Moritz Winderheld ihn ebenfalls immer nur schweigend ansah, setzte er mit offenbarer Verstimmung hinzu:

„Ich hab' es meinem Bruder ganz fest versprochen, daß ich nicht mehr spielen wollte . . . und doch . . . und doch! . . . Na, sagen Sie selbst, Herr Winderheld, kann man es denn lassen? . . . Wenn man den Tisch sieht, die Leute drum rum sehen, wie sie auf die Karten starren . . . und das Geld rouliert . . . kann man denn da weggehen und sagen: ‚Ich spiel' nicht mehr!‘ . . . weil man vorher mal 'n paar Kröten verloren hat?! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Der Afrikaner.

Humoreske von Georg Persich.

Oberleutnant Froben wurde nicht gerade mit förmlichen Ehren empfangen, als er den Freund besuchte. Es war gegen 12 Uhr mittags, aber Doktor Karolus Möbius Afrikanus lag faul ausgestreckt auf der Chaiselongue, qualmte die unvermeidliche Zigarette und las die Zeitung.

Den fröhlichen Gruß des Besuchers erwiderte er mit einer so gekünstelten Heiterkeit, daß der Oberleutnant aus diesem Benehmen und aus der ganzen Situation in Ermangelung anderer erklärender Umstände auf die leibliche und seelische Depression glaubte schließen zu sollen, wie sie auf eine verschwärmte Nacht zu folgen pflegt. Karolus wies diese Diagnose aber mit Entrüstung zurück.

„Du irrst Dich, scharfsinniger Areß,“ sagte er. „So was kommt bei mir nicht vor. Das kann mein von der Tropensonne gedörrtes Gehirn nicht mehr vertragen.“

Mit einem tiefen Seufzer wollte er sich aufrichten.

„Bleib nur liegen, wenn's Dir bequemer ist,“ meinte gutmütig der Leutnant. „Meine Botschaft kannst Du auch horizontal entgegennehmen.“

Möbius sank wieder auf sein Lager zurück und antwortete mit einer müden Handbewegung, wie ein sterbender Bühnengreis: „Eine Botschaft? So laß hören!“ Dabei schob er dem Freunde das Zigarettenetui hin.

Während Froben sich eine Papyros anzündete, begann er: „Du bist ein gefälliger Mensch, Karolus; ich kenne Dich von der Schule her, bist, was man eine Seele oder ein Gemüt nennt! Du hast Dich stets gern und bereitwillig in den Dienst jeder guten Sache gestellt — —“

Der andere zog mit einem Schmerzenslaut die Beine hoch.

„Warum willst Du mir durchaus Magenkrämpfe verursachen? Du mußt etwas Furchtbares von mir wollen, sonst würdest Du diese Lobhudelei nicht vorausgeschickt haben. Etwas mehr militärische Kürze, wenn Dir mein Leben lieb ist!“

„Nun denn — Du wirst schon in Deinem Leib- und Magenblatt gelesen haben, daß eine große Wohltätigkeitsveranstaltung in Vorbereitung ist —“

„Ich nehme unbesehen einen Platz zu zwanzig Mark.“

„Eine Wohltätigkeitsveranstaltung zum Besten unserer afrikanischen Kolonien.“

„Halt ein!“

Möbius wollte emporschnellen, Froben drückte ihn sanft wieder nieder.

„Wir arrangieren da eine kleine szenische Geschichte — der dunkle Erdteil in Wort und Bild — und dazu brauchen wir Dich — —“

„Mich?“

„Als Regisseur —“

Jetzt sprang Karolus Möbius mit einer Elastizität in die Höhe, als hätte er sich versehentlich auf eine Brutstätte von Skorpionen niedergelassen.

„Das ist Meuchelmord!“ rief er. „Menschheit, was ihr wollt, aber verschont mich!“

„Wir wissen keinen besseren Kenner des dunklen Erdteils und unserer Kolonien, an den wir uns wenden könnten.“

Der Doktor blieb vor Froben stehen.

„Du hast doch gewiß nicht die Absicht, unsere Freundschaft aufzukündigen, ich habe Dir wenigstens keinen Anlaß dazu gegeben —“

„Ach wo — —“

„Dann, bitte, nichts mehr von Afrika!“

„Aber erkläre —“

„Eine Erklärung willst Du? Sollst sie haben.“

Möbius warf sich schwer in einen Sessel, rang wie ein Verzweifelter die Hände und sagte vor sich hinbrütend:

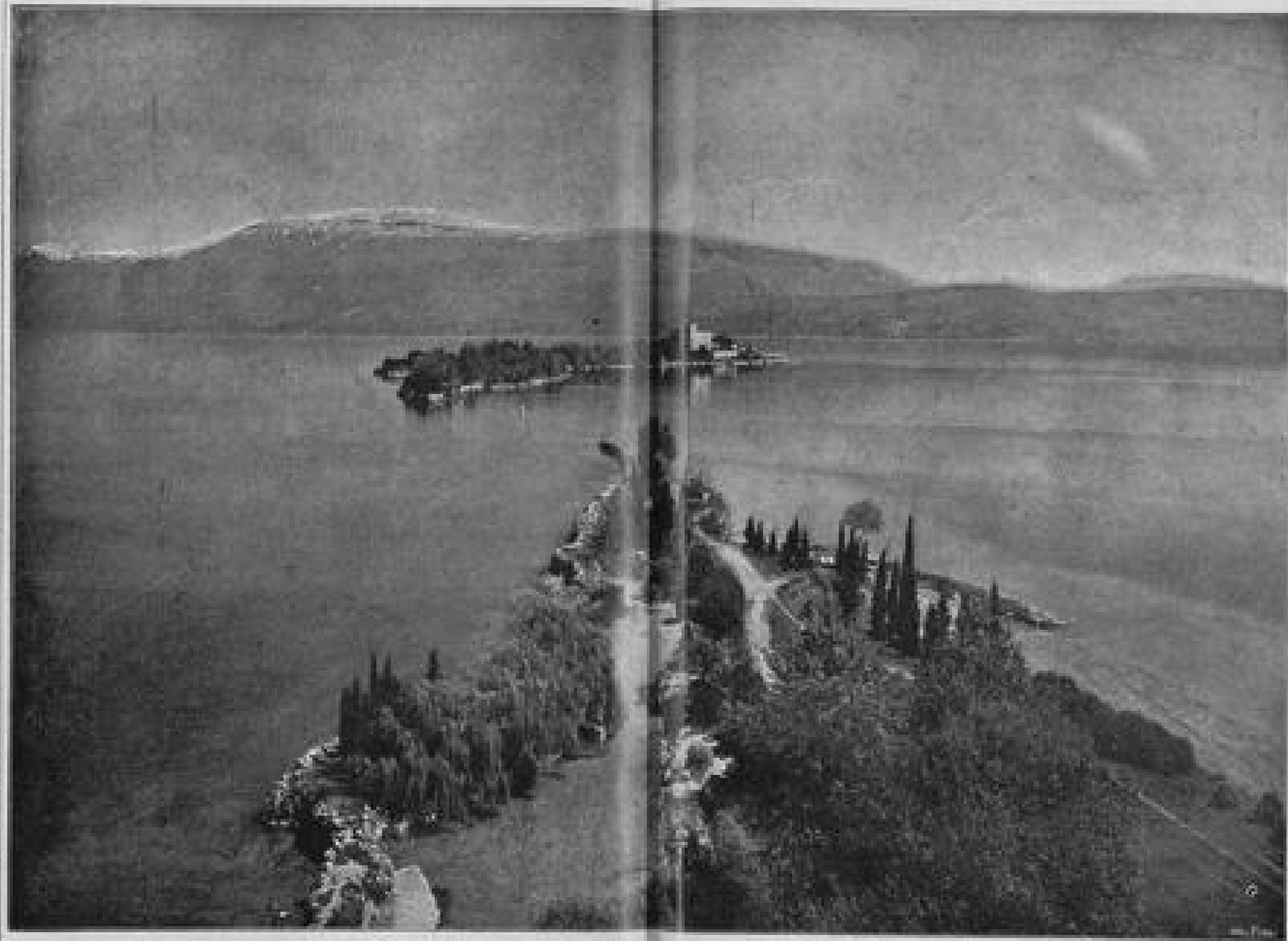
„Du erinnerst Dich wohl noch, wie ich vor zwei Jahren von meiner dritten Afrikareise heimkehrte. Das war eine Zeit! Meine Erlebnisse und Forschungsresultate hatten mächtig eingeschlagen, mein Buch — da im Bücherschrank steht's im gelben Ledereinband mit Goldpressung — erlebte im Handumdrehen fünf, sechs Auflagen! Von aller Welt wurde ich gefeiert. Empfang am Bahnhof, Festversammlung, Festmahl, Orden — da in meinem Schreibtisch, oberste Schublade, liegen sie. Du sollst sie einmal schluchzend meinem Sarge nachtragen — kurz, ich war eine anerkannte Berühmtheit sämtlicher Kontinente geworden, und das ist in unserem glorreichen Säkulum, wo auch schon unter den Afrikanern eine fürchterliche Konkurrenz und Ueberproduktion herrscht, gar nicht so ganz wenig, mein Junge. In den Salons war ich der Mittelpunkt. Die Männer beneideten, die Frauen bewunderten mich — was mir lieber war. Herrliche Tage! Wie hätte ich ahnen können, daß sie mir zum Fluch werden sollten!“

„Du hast einen dramatischen Nerv“, spottete Froben, als Karolus Möbius die letzten Worte gleich dumpfem Donnerrollen sprach, nachdem er zuvor mit gesteigertem Pathos gesprochen — „die Ahnung!“

„Dramatisch ist leider auch mein Schicksal! Warum mußte ich mir Afrika aussuchen, um berühmt zu werden? Die Engländer gehen nach dem Nordpol oder nach Zentralasien. Da gehen sie sicher, während unsereiner — —! Seit sechs Wochen nach meiner vierten Afrikafahrt wieder in der Heimat, wage ich mich kaum mehr auf die Straße. Spießruten mußte ich schon laufen! ‚Na, Sie alter Afrikaner, wie geht's denn drüben? Oberfaul, nicht wahr?‘ — ‚Sie freuen sich wohl nicht schlecht, daß Sie wieder hier sind? Muß ja 'ne nette Gegend sein!‘ — ‚Was suchen Sie bloß immer in Afrika? Das Geld, das wir da verloren haben, finden Sie doch nicht wieder!‘ — Da hast Du einige Proben von den liebenswürdigen Anreden guter Bekannten! Und die schlimmsten waren's auch nicht! Auf Schritt und Tritt Sticheleien und Anzüglichkeiten, als hätte ich mir persönlich was zuschulden kommen lassen, was sämtliche Steuerzahler berechtigte, meine Hühneraugen für Pflastersteine zu halten und darauf herumzutreten. Du lachst? Du kannst lachen! Du bist ja ein von Afrika unberührter Mitteleuropäer. Aber am allerschlimmsten waren natürlich wieder die Frauen!“

„Natürlich?“

„Ja, natürlich, Du unmoderner Ritter mit den Troubadour-Idealen! Statt der früheren Bewunderung schenken sie mir ihr Mitleid. Ein Jämmerlicher, den man bemitleidet! Kann's was Lächerlicheres geben? Treffe ich da neulich die blonde Exzellenz Kalkstein, die ewig-jugendliche.



Italienische Stimmungsbilder: Isola Garda und Monte Baldo. (Siehe Seite 8.)

Sie sieht mich an, als ob sie eine Träne in ihrem schönen Auge zerdrückt und sagt im weichsten Moll: ‚Ach lieber Doktor, wir haben uns schon lebhaft mit Ihnen beschäftigt. Wir wollen uns Ihrer in dieser Saison ganz besonders annehmen. Nach allem, was Sie durchgemacht haben — — wie haben wir Sie bedauert!‘

„Aber weshalb denn, gnädigste Exzellenz?“

Sie scheint noch gerührter zu werden und lispelt: ‚Sie waren doch wieder in Afrika, in diesem schrecklichen Afrika! Nein, dahin dürfen Sie nie wieder!‘ Und verschämt lächelnd, wie nur eine Sechzigjährige lächeln kann, fährt sie fort: ‚Wir bauen Ihnen hier eine Hütte! Wenn auch keine aus Palmen, so eine aus Rosen!‘ Verstehst Du, Areß, den tiefen Sinn?“

Der Oberleutnant lachte herzhaft.

„Man will Dich unter die Haube bringen, Karolus, und wenn die Kalkstein Dich als Ehestandskandidaten protegiert, entrinnst Du Deinem Schicksal nicht!“

„Verlaß Dich darauf, ich entrinne. Meine Koffer sind schon gepackt!“

„Du willst fort?“ rief Froben überrascht.

„Ja, flüchten!“

„Und wohin?“

„Nach Afrika, dem ‚schrecklichen‘ Afrika, selbstredend. Da ist man besser aufgehoben als bei euch, mein Liebling.“

Der Oberleutnant war ans Fenster getreten und griff nun nach der Mütze.

„Du mußt entschuldigen, Doktor, aber ich spreche noch 'mal vor. Meine Schwester erwartet mich unten; wir wollen zusammen einen Einkauf besorgen.“

„Deine Schwester? Doch nicht Inge?“

„Ja.“

„Aber die hättest Du mit heraufbringen sollen!“

„Ich dachte, die Sache wäre in ein paar Augenblicken abgemacht.“ Karolus Möbius hatte sein Hausjackett abgeworfen.

„Würdest Du oder würde Deine Schwester was dagegen haben, wenn ich mich euch anschlösse?“

„Ja, aber Du willst doch nicht mehr unter die Leute!“

„Ich ziehe mir eine Rhinozeroshaut über, daran prallt alles ab.“ Er spähte vorsichtig auf die Straße hinunter.

„Du, Deine Schwester — Inge — — das wäre — — —“

„Wäre —?“

„Ach, mir kam nur so der Gedanke an die Rosenhütte.“

„Karolus!“

Der stand schon ausgehfertig da.

„Dich frage ich nicht, aber erst später, geliebter Areß. Sieh mal, die Inge hatte schon als Kind zwei so liebe, treue Augen, so was reines, warmes war darin, daß einem wohl wurde, wenn man hineinsah. Ich habe viel zu lange nicht mehr hineingesehen und daher ist mir auch schon so lange nicht mehr wohl gewesen. Vielleicht wenn — wenn der Löwenjäger ein Hasenfuß geworden ist und wenn Inge — — — Komm, komm! Eine gute Fee soll man nicht warten lassen!“

Die Millionärin.

Von A. M. von Bülow.

(Nachdruck verboten.)

„So, nun sind gnädiges Fräulein fertig.“

„Dann können Sie gehen, Lisette, und — Sie brauchen nicht aufzubleiben! Ich werde mit dem Auskleiden schon allein fertig.“

„Danke, gnädiges Fräulein. — Und viel Vergnügen!“ Noch einmal wirft die kleine, braunäugige Zofe einen bewundernden Blick auf die rauschende Robe ihrer Herrin und verläßt dann geräuschlos das luxuriös ausgestattete Toilettenzimmer.

Sara von Ludolf steht in Gedanken versunken vor dem hohen Spiegel, der ihr in Seide und Spitzen gehülltes Bild zurückwirft. Die Toilette ist perfekt, sie ist aus dem ersten Magazin. Die Spitzen sind echt, sie stammen noch aus dem Nachlaß ihrer Großmutter; — und die Brillanten glitzern wie Tautropfen in den weichen Falten am Taillenausschnitt und in der künstlich aufgebauten Lockenfrisur.

Sara sieht mit Gleichmut alle diese Pracht. Sie stößt einen Seufzer der Ungeduld aus und läßt sich auf den mit Seidendamast überzogenen Puff vor ihrem Toilettentisch nieder. Sie nimmt den Handspiegel aus massivem Silber, um genauer ihr Gesicht zu studieren. — Es ist noch zu dunkel im Zimmer. Sie dreht an dem elektrischen Licht. Flämmchen, die zu beiden Seiten des Toilettentisches angebracht sind, erstrahlen in voller Helle. Sie beleuchten deutlich ihre Züge und zeigen ihr mit grausamer Wahrheit, daß sie häßlich sind.

Sara stützt den Kopf in die Hand und starrt in das klare Glas. Ja, es läßt sich nicht leugnen, sie ist häßlich, die Stirn ist zu hoch, die Nase viel zu ausgesprochen, der Mund zu groß — der Teint zu bleich. Dem könnte abgeholfen werden. Ihre Hände suchen hastig unter den eleganten Kristall- und Silberdosen. — Da ist der Puder. Schnell ein wenig aufgetupft! Nein, es geht nicht! Sie sieht zu fremd aus. Sie reibt das rosige Mehl mit feinem Batist ab. Sie braucht ja nicht schön zu sein. Sie hat Geld. — Sara greift jetzt nach den langen Ballhandschuhen und zieht sie langsam über die feinen, wohlgeformten Hände. Eine kleine Falte des Unmuts bildet sich zwischen ihren Augenbrauen. Wie sie diese Tanzfeste langweilen! Doch der gute Papa findet, sie dürfe sich nicht von allem zurückziehen. Und schließlich — sie war vierundzwanzig und es war die höchste Zeit für sie, zu heiraten. — Sara war nicht blind. Sie kannte die Welt und wußte, daß die vielen Freier, die sie alljährlich im Winter im Ballsaal und im Sommer in den Luxusbädern abgewiesen, sich vor ihrem Gelde gebeugt und nicht vor ihr. Ihr Spiegelbild ist ihr bis jetzt eine ständige Warnungstafel vor übereilten Schritten gewesen.

Die Handschuhe sind zugeknöpft. Nun noch den seidenen, winzigen Fächer. Sara rauscht die teppichbelegten Marmorstufen hinunter in das geräumige Vestibül, wo ihr Vater sie erwartet. Lisette hüllt ihre Herrin in den mit Hermelin gefütterten Mantel. Johann öffnet das Portal und Vater und Tochter steigen in das elegante Coupé. Der Diener schließt den Wagenschlag, schwingt sich auf den Bock und fort geht es auf lautlosem Gummi über glatten Asphalt.

In der X'schen Gesandtschaft ist großer Ball. Die Front des alten Palais zeigt eine Flucht von erleuchteten Fenstern. Elegante Equipagen halten mit kurzem Ruck vor dem weitgeöffneten Portal. Zierliche Füßchen in hellem Atlas huschen über den weichen Teppich, der das harte Pflaster verdeckt. Zurückgeschlagene Pelze lassen auf der Brust alter Würdenträger goldene Ordenssterne erstrahlen. Aus der neugierigen Menge der Zuschauer ertönen „Ahs“ und „Ohs“ der Bewunderung. — Und drinnen in dem wohldurchwärmten, geschmückten Treppenhaus und in den mit fürstlicher Pracht eingerichteten Salons hört man gedämpfte Stimmen anmutig scherzen, sieht man dunkle Frauenaugen verführerisch blitzen und rote Lippen bezaubernd lächeln.

Dort in der lauschigen Ecke flirtet ein exotischer Attaché mit der schönen Gräfin P. Ein Prinz aus königlichem Geblüt macht einer jungen,

vielumworbenen Hofdame auf Tod und Leben die Cour. An den Türpfosten lehnen nachlässig Elegants, das Monokle im Auge, die Gardenia im Knopfloch. Aristokratisch aussehende Diplomaten, reichdekorierte Exzellenzen und Minister streben den Rauchsalons zu, um dort bei einer aromatisch duftenden Havanna wichtige Tagesfragen zu erörtern. Galonierte Diener gleiten geräuschlos durch die Räume, auf silbernen Tabletts Erfrischungen darbietend. Ab und zu klopft der Haushofmeister gewichtig mit seinem Stabe auf, um neue illustre Gäste zu melden. Jetzt setzt auch die ausgezeichnete Kapelle leise zu einem prickelnden Walzer ein und bald drehten sich in dem großen Tanzsaal die eleganten Paare graziös nach dem Takte der Musik.

Cara von Ludolf betritt am Arme ihres Vaters die ihr wohlvertrauten Räume. Sie bewegt sich mit jener Sicherheit, die Reichtum und gesellschaftliche Routine verleihen. Jedermann kennt Cara von Ludolf. Sie ist gerne gesehen. Mütter hoffnungsvoller Söhne begrüßen sie herzlich und finden sie reizend. Junge Mädchen suchen eifrig ihre Bekanntschaft. Cara erwidert dies Entgegenkommen mit kühlem, gesellschaftlichem Lächeln. Sie weiß, diese Freundschaftsbezeigungen gelten nicht ihrer Person. „Reiche Erbin“, „Mehrfache Millionärin“, hört sie hinter sich flüstern.

Der letzte Takt des rauschenden Walzers ist verklungen. Zivilisten in tadellos sitzendem Frack, schlanke Gardeoffiziere umringen jetzt Cara, ihr Liebenswürdigkeiten sagend oder sie um den Vorzug eines Tanzes bittend. Cara antwortet ihnen allen kurz und ruhig mit halbzugekniffenen Augen, die sie ungemein hochmütig und noch häßlicher erscheinen lassen. Ihre Blicke schweifen forschend in dem Salon umher. Jetzt erhellt ein freudiger Strahl ihre Züge. Hans von Arnim, groß und blond, mit ehrlichen, blauen Augen in dem hübschen Junkergesicht, tritt auf sie zu, sie herzlich begrüßend. Die anderen Herrn ziehen sich diskret zurück.

Hans von Arnim ist der einzige, der Cara von Ludolf von allen Männern, die sie im gesellschaftlichen Leben kennen gelernt, näher getreten ist. Sie haben manche Stunde miteinander verplaudert und oft Ansichten über ernste Dinge ausgetauscht. Cara hat den hübschen Ulan mit dem offenen Wesen sehr gern. Sie hat es sich in ihrer ruhigen Art oft überlegt und ist eigentlich schon mit sich im klaren, ihm ihr Jawort zu geben, wenn er sie zum Weibe begehren sollte. Ihre Millionen ziehen ihn sicherlich nicht an; denn die Arnims gelten für sehr wohlhabend und können nach ihrem Herzen wählen.

Heute abend, es fällt Cara auf, ist Hans von Arnim ganz besonders herzlich. Er hat mit ihr eine Quadrille getanzt und sie zum Souper geführt. Heute wird es sich entscheiden, sie weiß es gewiß. — Und als sie nach einer Extratour hinter einer Palmengruppe stehen, drängt sich ihm die große Frage, die ihrem Leben eine andere Wendung geben soll, schüchtern auf die Lippen. Cara reicht ihm ihre volle, weiche Hand und sagt mit fester Stimme: „Ja, Hans Arnim.“

Cara ist glücklich. Sie liebt ohne Zweifel und wird wiedergeliebt. Sie möchte mit ihren seligen Gedanken allein sein und sucht Zuflucht in den entlegeneren Gesellschaftsräumen. In einem kleinen Salon angelangt, läßt sie sich in einer gemütlichen Nische, die nur durch eine venetianische Ampel matt erleuchtet wird, in einen Fauteuil nieder. Sie zieht die schwere Portiere, die die Nische von dem Salon abtrennt, noch mehr zusammen So kann sie niemand sehen. Wie wohl ihr die Stille hier tut! Und Cara, die nüchterne, überläßt sich süßem Träumen und malt sich ihre Zukunft an der Seite des edlen geliebten Mannes in rosigen Farben aus.

Da — wie schade! Es nähern sich Schritte! Sie hört ein tiefes männliches Lachen — und dann eine andere Stimme aufgeregt reden. Das ist Hans Arnim! Sie erkennt sein Organ ganz genau. Cara will sich aufrichten und die Portiere zurückschlagen; aber irgend etwas, sie kann sich selbst keine Rechenschaft darüber geben, hält sie zurück. Jetzt hört sie wieder die unbekannte Stimme.

„So, hier sind wir ungestört, lieber Hans. — Nun, wie steht die Sache? Kannst Du zahlen?“

„Nee, augenblicklich nicht. Mein alter Herr rückt nichts mehr heraus. Er hat schon zweimal berappen müssen.“

„Ja — aber —“

„Beruhige Dich nur! — Ich habe mich heute abend mit Fräulein von Ludolf verlobt.“

„Und Lili?“

„Geht eben nicht — muß sich trösten — das Messer sitzt an der Kehle.“

„Du bist ein vernünftiger Junge! Und daß es Dir geglückt ist, den Goldfisch zu angeln — ha — ha!“

Unter Lachen entfernen sich die Stimmen. — Clara liegt mit geschlossenen Augen in den weichen Polstern. Eine Hand, die die Lehne des Sessels umspannt, zuckt nervös, die andere fährt nach dem Herzen. Einen Augenblick vergehen ihr die Sinne; dann erhebt sie sich langsam. Ihr Gesicht zeigt wieder den gewöhnlichen ruhigen Ausdruck. Niemand soll etwas merken. In der Türe des Tanzsaales tritt ihr Herr von Ludolf entgegen.

„Ah — Cara, ich habe Dich gesucht.“

„Wir wollen nach Hause, Papa. Ich habe Kopfschmerzen.“

„Hans von Armin hat mit mir gesprochen. — Ihr seid doch einig?“

Herr von Ludolf sieht seine Tochter verwirrt an. Um Caras Lippen zuckt es einem Moment bitter; dann richtet sie die klugen Augen mit zärtlichem Blick auf ihren Vater.

„Ich werde nie heiraten. — Ich bleibe immer bei Dir, Papa.“

Kuriert.

Humoreske aus dem Leben von Emil Engel.

(Nachdruck verboten.)

Der Bahnpostassistent Berger hatte nur schlecht und recht mit seiner Frau und seinen drei stets nimmersatten Schreihälsen von seinem knappen Gehalt und den sogenannten Meilengeldern zu leben und war dadurch durchaus nicht veranlaßt, den großen Herrn zu spielen und über die offensichtige Armut seiner Kollegen und Unterstellten die Nase zu rümpfen oder zu spötteln. Sein stets schäbiger Rock und sein äußerst bescheidener Proviant auf den Dienstfahrten, — selten, wenn sich 'mal darunter ein übelriechender Sechserkäse oder eine Scheibe billigster Mettwurst den schnuppernden Nasen der Mitfahrer bemerkbar machte! — harmonierte eigentlich recht wenig mit dieser Rolle. Aber es lag ihm einmal so im Blute. Es war so ein Stück geistigen Defekts, der jedoch für ihn die nicht zu verachtende Annehmlichkeit hatte, ihn zeitweise über die Misere der Wirklichkeit hinwegzusetzen. Nur hätte er sich mit all seinen Prahlereien mit seiner Person begnügen und sich nicht über die andern lustig machen sollen, denn gelegentlich trat denen ob der ewigen Spötterei die Galle über.

Es war um die Zeit der Sommerurlaube. Fast alle seine Kollegen und auch verschiedene der Unterbeamten hatten den ihren hinter sich, und was war natürlicher, als daß diese Glücklichen von dem ihrer Zufriedenheit genügenden Umbringen der kurzen Erholungsfrist plauderten. Große Seebad- und Gebirgsreisen hatten sie naturgemäß ja nicht unternehmen können, da das geringere Übel, die Zeit, zu kurz und das größere, das Geld, zu knapp war. Für einen, der sich erholen und austoben will, genügen ebenso gut die schönen Wälder, Flußufer und Parkanlagen der Umgegend seiner Dienststadt.

„Kinder, ihr ödet mich mit euren armseligen Idyllen an“, meinte schließlich Berger mit unnachahmlich wegwerfender und hoheitsvoller Miene. „Daß ihr euch gar nicht geniert, euren Aufenthalt in solchen Stinknestern überhaupt zu erwähnen, zeigt mir so recht den Tiefstand eurer — — na ja, ich will ja nicht beleidigen, aber ich würde für solche Art von Erholung verbindlichst danken und mich dafür in diesem Bratkasten (sie saßen nämlich gerade im Zuge) wohler fühlen. Ah, wenn ich mich durchaus langweilen will während eines Urlaubs, so ziehe ich meine Villa am Genfer See immerhin noch besser zu Rate, als ihr eure Laubenkolonien. Begreife nicht, wie ein vernünftiger Mensch sich in solchen zweifelhaften Bretterbuden aufhalten kann! Na, ich weiß, wie und wo ich mich erholen kann und werde, wenigstens menschenwürdig. Im vorigen Jahre war ich da ich in — Dingsda — äh, Heringsdorf, wo ich mir direkt am Meere eine niedliche Villa mit allem Großstadtkomfort gemietet hatte. Die ganze Zeit aß ich nur Austern und schwelgte ich in Sekt. Das Meer war so was für meine drei Rangen! Nur meine Gemahlin konnte es nicht ertragen. Sie bekam Migräne, so daß ich sie lieber auf meine Villa am Genfer See schickte, wohin ich ihr in den letzten drei Tagen mit den Kindern nachfolgte, um mein neu angefertigtes Auto zu besichtigen. Übrigens famose Karre, Cheschen (er meinte mit dieser postüblichen Bezeichnung den mitfahrenden jüngeren Kollegen), 60 Pferdekräfte, rast wie der Satan. Machen Sie sich mal im nächsten Jahre frei und besuchen Sie mich dort. Sie werden sehen — —! — In diesem Jahr will ich 'mal wieder hin und das Ding praktisch ausproben und ausnutzen, 'mal ein bißchen das Unterland abrasen und vielleicht durch ganz Italien sausen. Aber nee, Kinder, Ansichtskarten verlangt nicht von mir. Das ist ein zeitraubender Sport, obgleich mir's auf die paar Pfennige nicht ankäme . . .“ — —

Und so ging es in einem fort. Die andern, die noch so viel auf dem Herzen hatten, konnten nicht zu Worte kommen. Seine Worte als das hinzustellen, was sie waren, durfte keiner wagen, denn er war immerhin das Oberhaupt für diese Fahrt und riesig empfindlich gegen derlei Dinge. Und doch wußten sie alle recht gut, daß er in Wahrheit den letzten Urlaub daheim bei Weib und Kind und — Adressenschreiben für eine miserabel zahlende Firma zugebracht hatte.

Schließlich höhnte Berger jedem einzelnen noch extra ob seines Philisterlebens aus und zwang dadurch die andern, seine Arbeiten obendrein mitzumachen.

Diesmal hatten sie es alle doch endlich satt und war ihnen dieses Treiben gar zu bunt. Plötzlich ging von Hand zu Hand ohne Wissen Bergers ein Zettelchen, das schließlich in vielen Fetzen aus dem Fenster flog. Als es noch unzerrissen gewesen, stand darauf zu lesen:

„Heute Abend in der ‚Traube‘ 8 Uhr pünktlich! Wir wollen ihm eins auswischen.“

Berger fiel es so gar nicht auf, daß alle mit einem Mal so ganz Andacht und liebenswürdig ausforschend wurden . . . .

* * *

Der Bahnpostassistent Berger hatte Urlaub und seine Genfer See- und Italienreise bereits hinter sich — auf der Landkarte, was mit einer rapiden Schnelligkeit vor sich gegangen war, denn noch standen ihm 13 Tage Freiheit bevor. Diese Freiheit gentlemanlike auszunützen, daran lag ihm jetzt alles. Und er hatte seine Dispositionen schon getroffen: Vor ihm lagen 10 000 unbeschriebene Kuverts, die der Aufschrift von seiner Hand harrten.

Noch hatte er keine 100 beschrieben, als seine Frau ihm mit erschrockenen Augen einen längeren Brief mit dem Magistratssiegel überreichte.

„Nanu", rief er verblüfft, „ein Schreiben von der Steuerdeputation? Habe ich denn nicht immer pünktlich gezahlt? oder etwa noch nicht hoch genug? — Na, wir werden ja sehen."

Unter atemlosem Schweigen — selbst die drei lärmenden Schreihälse ahnten, daß etwas Ungewöhnliches vorging — öffnete er. Aber kaum hatte er einen Blick auf das Schreiben getan, als er mit dumpfem Schrei und starren Augen das Schriftstück weit von sich hielt. Seine Frau ergriff es bestürzt und — folgte alsbald seinem Vorbeispiele.

Es war aber auch ein Schreiben eigener Art, eines von der Art, das einen Menschen, der seinen Urlaub mit Adressenschreiben ausnutzen muß, um sich und seine Familie standesgemäß über Bord zu halten, um den Verstand bringen kann.

Da blickte ihm höhnisch eine unmenschliche Summe entgegen, zu deren Zahlung er innerhalb weniger Tage aufgefordert wurde, andernfalls gegen ihn — Strafantrag wegen Steuerhinterziehung angestrengt werden sollte. Zudem sollte er Lage, Art und bestmöglichst Plan seiner Villa am Genfer See beibringen u. s. w. u. s. w.

— — Daß er das letztere nicht tat und bald um Versetzung einkam, wer kann's ihm verdenken? — —

Im Wildpretstand. Nach dem Gemälde von H. Schlegel. (Siehe Seite 8.)

Die Jubiläumsehe.

Ein modernes Märchen von Wilhelm Clobes.

Fred Freddy hieß eigentlich Fritz Müller-Meyer. Er nannte sich Schriftsteller und durfte sogar Anspruch darauf erheben, als gelesener Schriftsteller zu gelten.

„Ach — Herr Freddy", sagte nämlich seine Wirtin oft zu ihm, wenn sie dem Chambregarnisten den Morgenkaffee in die Mansarde brachte — „ach, Herr Freddy — nein, haben Sie wieder mal 'ne jefiehlvolle Liebesgeschichte in die Morjenzeitung stehen. Ne — det is wirklich zu viel Jefiehl fir so 'ne märchenhaft billige Zeitung. Und dat det arme Ding von Nähmädchen eenen rejelrechten Herrn Jrafen jekriegt hat, det hat mir janz besonders imponiert!"

Und wenn dann Fred Freddy — Müller-Meyer klingt auch zu nüchtern und nichtssagend — vor dem mit japanischen Fächern umgebenen Spiegel seiner Junggesellenbude die Kabarettschleife band und mit der Zigarette zwischen den Zähnen die Komplimente der Wirtin mit gutmütigem Grinsen quittierte, dann fügte die mollige Witwe Lüdecke wohl noch mit ihrem bezauberndsten Lächeln hinzu: „Ach — ja — een Jemietsmensch sin Se doch — Herr Freddy, wenn Se mer ooch die Miete von's vorigtemal noch immer nich rejuliert haben!"

Es soll nämlich vorkommen, daß selbst gelesene Schriftsteller in Dachbuden hausen, daß der Konsum an Zigaretten und der Kabarettbesuch das Budget außerordentlich schwächen, daß der Gerichtsvollzieher wiederholt vergebens den „Kuku!" in Hauspflege zu geben sucht, daß alle Illusionen „unter'm Strich" in grellem Kontrast stehen zu den wirklichen Verhältnissen unter'm Dach. Und das war hier umsomehr der Fall, als Fred ein Herz in der Brust und ein Mädel am Arm hatte. Gelbstern. Waise. Süßes Mädel mit kleinem Stumpfnäschen und großen Guckerln.

Wenn Kitty — sie hieß nämlich Kitty — abends Räucherflundern oder Thüringer Landwurst fünf Treppen hoch in die Dichtermansarde schleppte, dann war Frau Lüdeckes „Bude" ein Himmel. Wenn beide Kopf an Kopf eng aneinander geschmiegt zum Fenster hinausguckten über die Geranien und Kapuzinerkressen der geschmückten Balkons und Loggien hinweg — und tief drunten der Hexenkessel der Weltstadt brauste und brandete, dann war Fred ein ungekrönter König und sein Mädel eine Heidengöttin glückseligster Liebe.

„Wie viel hast Du denn heut' wieder zusammengekuppelt?"

Das war Kittys ständige Frage. Aber nie gab Fred einen negativen Bescheid. Denn Eifersuchtstragödien, Liebesdoppelselbstmorde, Großstadtdramen, unglückliche Herzensfeuilletons — ja selbst ungelöste Eheprobleme mit großen Fragezeichen lagen ihm durchaus nicht. Darum stieß auch Kitty am letzten Sonntag mit ihrem „poeta laureatus" das Glas an: „Auf das Wohl aller derer, die sich noch kriegen sollen!"

Und darum hatte auch Fred in der Nacht zum Montag einen ganz merkwürdig märchenhaften Traum. Symbolistisch mystisch! Diese literarische Maeterlinck-Richtung lag ihm zwar auch nicht. Aber als er sich soliderweise bereits kurz nach Mitternacht im ersten Schlaf auf den Rücken legte, da kam es mächtig über ihn, wie im Märchen über den Gaisbuben Peter, der im Kyffhäuser war.

Zwischen den Wänden der Mansarde braute blauer Dunst. Ueber den Goldlackstöcken am Fenster schimmerte magisches Licht. Mitten in

der Stube aber, gerade dort, wo er vor einer halben Stunde noch seine Beinkleider über den Stuhl geworfen, stand eine weibliche Person metaphysischer Abstammung.

„Fred Freddy alias Müller-Meyer!" also hub das Mädchen aus der Fremde mit edlem Pathos und tadelloser Haltung an.

Der Schriftsteller atmete schwer.

„Fred — ich bin — Deine — Muse!

Pause!

Freddy wollte sich mit einem „sehr angenehm" verbeugen, entdeckte jedoch rechtzeitig, daß er nicht ganz empfangsfähig bekleidet war.

„Höre und staune!" führ die Erscheinung fort, in der er jetzt deutlich den Genius am Kopie des Familienblatts der Morgenzeitung zu erkennen glaubte — „Ich habe unsagbares Mitleid mit Dir. Du hast heute Dein 999tes Feuilleton geschrieben, das heißt in Buchstaben: neunhundertneunundneunzig Paare glücklich gemacht. Du hast Amor auf allen seinen Schleichwegen verfolgt. Unter dem blühenden Flieder wie unter dem funkelnden Tannenbaum, nicht nur zur schönen Sommerszeit, nein, auch im Winter, wenn es schneit, im rauschenden Aehrenfeld und im raschelnden Herbstlaub, Ostern und Pfingsten hast Du Ehen geschlossen, an denen Backfisch wie Matrone ihre Freude haben durften. In Ballsaalnischen und Theaterlogen, im D-Zug und im Schnauferl, im Segelboot, auf den Alpengletschern, im Getümmel des Manövers und im Strudel des Faschings haben sich die Herzen „unter'm Strich" gefunden, wenn Du als Verfasser zeichnetest. Laura, Cläre, Ada, Lotte, Marga, Olga, Fiametta, Iwanowna, Gretchen und Amalie, mit blauen, braunen und schwarzen Augen, Blondinen und Brünette — hast Du unter die Haube gebracht. Die junge Witwe am Allerseelentag und die arme Modistin bei der Heimarbeit — wer hat sie en gros getröstet? Du!!! Fred Freddy — ich könnte Dir statistisch nachweisen wie viel Leutnants, Studenten, Prokuristen, Ingenieure, Forschungsreisende, Handwerker, verliebte Schwerenöter und bekehrte Hagestolze durch Deine gütige Vermittlung zu liebenden Herzen gelangten. Aber ich weiß auch, daß Du trotz der 999 Liebesgeschichten Deines literarischen Heiratsvermittlungsbureaus ein armer Schlucker geblieben bist. Ich weiß, daß Du keine Preise zu machen verstehst und mit dem kärglichsten Honorar fürlieb nimmst, wenn nur sofort gezahlt wird und Du der Frühstückssorgen der nächsten Tage enthoben bist."

„Denken Sie sich, meine Herren, unser Klubmitglied Baron Zappelwitz will seine bisherige Lebensweise aufgeben und — arbeiten."

„Na, heutzutage — streikt aber auch schon alles."

„Na — und?" murmelte Freddy im Traum.

„Ich mache Dir einen Vorschlag", sagte die Muse.

„Bitte!" erwiderte Fred höflich.

„Ich lasse Dir morgen Montag das große Los der Klassenlotterie zufallen, wenn . . ."

„Wenn?" Freddy geriet in Schweiß.

„Wenn Du die Jubiläumsehe — Deine tausendste — selbst erlebst und Deine Kitty heiratest!"

„Aber — mit Wonne!" Freddy lachte im Schlaf.

„Gelobe es mir!"

„Ich schwöre!"

„Und wenn Du in den nächsten zwölf Monaten keine Feder mehr anrührst . . ."

„Ist das Bedingung?"

„Unerläßliche Bedingung!"

„Na, wenn's sein muß — auch hierauf mein Ehrenwort!?

. . . . Und mit einmal Male schimmerte und gleißte es vor Freddys trunkenen Augen — Gold — Gold — Gold!

Er rieb sich die verträumten Lider. Die goldenste Sonne guckte dem Langschläfer direkt ins Gesicht.

„Verfluchte Chose — das mit dem Traum! Alles Schwindel natürlich! Wenn man gewohnt ist zwischen 3 und 4 morgens schlafen zu gehen, sollte man seinen Prinzipien treu bleiben und nicht in der Geisterstunde Morphens Reich betreten. Uaaaaah!" Das war Freddys Ansicht, als er wieder seine Krawatte band.

Bei dem Kaffee, den Frau Lüdecke brachte, lag aber ein Eilbrief. Vom Verleger der „Feierstunden". Der ersuchte „ebenso höflich wie dringend" um den Schluß der Novelle „Der Liebe Macht", umsomehr als das Vorschußkonto des Mitarbeiters bereits die bekannte Hutschnur überschritten habe.

Und Freddy setzte sich sofort hin und schrieb den Schluß, der in folgendem Akkord ausklang:

„Vera", flüsterte der Freiherr, seinen Arm um die schlanke Gestalt des junonischen Weibes legend, „Vera — sage mir nur das eine, das mich glücklich und Dich zur Herrscherin über dieses Stück Erde macht!" — „Dein auf ewig!" flüsterten zwei lußfeuchte Lippen. Die Sonne ging hinter dem Herbstwald zur Rüste. Vom Dorf her klangen die Glocken. Das romantische Herrenschloß aber sah den herrlichsten Herzensfrühling mitten im Winter erblühen! (Ende.)"

. . . . . Das war Freds 1000. Ehe — die „Jubiläumsehe", wie die Muse sagte. Aber sollte er sie nicht selbst schließen und dann keine Feder mehr anrühren? Einen Augenblick zögerte er, dann fiel der Brief an die „Feierstunden" schwer in den Briefkasten.

„Aber das ist ja alles Blech!" sagte er sich und — blieb ein armer Teufel!

Unsere Bilder.

Wer hätte nicht schon vom Gardasee gehört, der blauen Perle Oberitaliens in ihrer sonnenvergoldeten starren Felsenfassung! Im Sonnenzauber liegt der See zwischen dem ewigen Grün der Oliven- und Steineichenwaldungen, aus dem weiß leuchtende Menschenansiedelungen, Klöster und Burgruinen, von denen die Geschichte spricht, hervorragen. Tausende von Fremden strömen ihm alljährlich zu, um die Wunder seiner Schönheit zu genießen oder Erholung zu suchen. Es ist bekannt, daß der Gardasee der größte der norditalienischen Seen ist, daß er 330 Quadratkilometer Gesamtoberfläche hat bei einer Länge von 55 Kilometern, einer Breite von 5—18 Kilometern und einer Tiefe bis zu 800 Metern. Der Winter an der Gardasee-Riviera ist außerordentlich milde und der Aufenthalt für Brustkranke und Genesende auch für die kalte Jahreszeit viel empfohlen. Unser Bild zeigt den Blick vom westlichen Ufer nach der lieblichen Isola Garda und dem riesigen Bergzug des Monte Baldo mit seinem schneebedeckten Kamm. In einer Länge von 38 Kilometern trennt er den Gardasee vom Etschtal. Während sich am westlichen Ufer Prachtvillen und komfortable Hotels, die Begleiterscheinungen des Fremdenverkehrs, immer mehr ausbreiten, liegt das östliche Ufer am Fuße des Monte Baldo noch in glücklicher Weltabgeschiedenheit. Die Bewohner leben hier in sehr ärmlichen Verhältnissen und nur die prächtigen Kirchen verraten, daß diese verwahrlosten Dörfer einst Stätten einer größeren Kultur waren. — Die Weihnachtszeit naht, und da beginnt für die junge Wildprethändlerin in dem Gemälde „Im Wildpretstand" von H. Schlegel eine arbeitsreiche Zeit. Die Herrschaften kommen und machen ihre Einkäufe für das Weihnachtsfest; der will einen saftigen Hasenbraten, ein anderer einen fetten Kapaun und jener ein paar zarte Rebhühner auf der Tafel haben. Da gilt es denn, wacker zu schaffen, um die Ware recht einladend den prüfenden Blicken der Hausfrau darzubieten. Aber unsere junge Händlerin läßt sich die Mühe nicht verdrießen, für jeden hat sie ein freundliches Gesicht und auch einem Plauderstündchen ist sie nicht abgeneigt, wenn wir in ihren Mienen richtig lesen. — Die beiden weiteren Bilder der vorliegenden Nummer veranschaulichen die Verheerungen, die das entsetzliche Explosionsunglück bei Witten angerichtet hat, und bedürfen keines Kommentars.

Einbanddecken für die Sonntagsbeilage **„Rhein und Düssel"** in eleganter Ausführung sind zum Preise von Mark 1.— (durch Boten zugestellt 10 Pfg. mehr) jederzeit in unserer Haupt-Expedition, Kasernenstraße 18, zu haben. **Post-Versand** unter Anrechnung von Porto und Verpackung nach auswärts gegen Nachnahme. Evtl. fehlende Nummern werden, soweit noch vorhanden, gegen mäßige Vergütung bereitwilligst nachgeliefert.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.
Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten.